

das wird

„Es kann jede Region treffen“

Meteorologe über die zerstörerische Kraft des Starkregens

Interview Lilli Uhrmacher

taz: Herr Kaspar, seit wann ist Starkregen ein Problem?

Frank Kaspar: Generell ist Starkregen auch in der Vergangenheit aufgetreten. Seit 1881 wird das Wetter in Deutschland systematisch beobachtet. Um Starkregenereignisse zu erfassen, die oft kleinräumig sind, sind wir aber auf unser Radarnetzwerk angewiesen und das beobachtet flächendeckend erst seit 2001. Da sehen wir eine Tendenz zur Zunahme.

Wo ist es am schlimmsten? Die Radardaten zeigen, dass überall in Deutschland damit gerechnet werden muss. Das daraus resultierende Risiko wird durch lokale Faktoren beeinflusst, insbesondere, wie gut das Wasser abfließen kann.

Welche Rolle spielt die Klimakrise?

Um das klar zuzuordnen, ist der Zeitraum aus den Radardaten etwas kurz. Was aber eindeutig dokumentiert ist: Die Temperaturen steigen weltweit und auch bei uns. Eine wärmere Atmosphäre kann mehr Wasserdampf aufnehmen. Aus theoretischer Überlegung ist also klar, dass mit einem fortschreitenden Klimawandel ein erhöhtes Risiko von Starkregenereignissen einhergeht.

Wie sicher lässt sich so was eigentlich vorhersagen?

Relativ sicher sind wir bei großräumigen Ereignissen wenige Tage zuvor. Aber wenn der Regen schnell, heftig, überraschend kommt, kann es Todesfälle geben. Bei einem Ereignis wie beispielsweise im Ahrtal liegen die Auswirkungen über dem Erfahrungshorizont. Dann reagiert man möglicherweise falsch. Vor kleinräumigen Ereignissen kann präzise gewarnt werden, allerdings oft nur mit kurzen Vorlauf.

Ist Starkregen eigentlich auch nutzbar?

Um Grundwasserspeicher zu füllen, sind Starkregenereignisse in der Regel nicht ausreichend. Für landwirtschaftliche Zwecke wären auch großräumige Lösungen erforderlich. Es gibt aber beispielsweise das Konzept der Schwammstadt. Da wird so gebaut, dass das Wasser erst mal zurückgehalten wird, dadurch die Möglichkeit zum Versickern besteht und das Risiko für gravierende Überschwemmungen reduziert wird.

Kann das Problem auf nationaler Ebene gelöst werden?

Schutzmaßnahmen vor den Auswirkungen durch bauliche Maßnahmen sind kleinräumige Aufgaben unterhalb der nationalen Ebene. Aber wenn es darum geht, die Risiken durch den Klimawandel zu reduzieren, ist dies etwas, was die internationale Gemeinschaft nur gemeinsam lösen kann.

der gern-übersehen-glamour

Norderstedt lässt selten an Pracht denken. Nun aber hat die Stadt rund um die geschützte Armenkolonie Friedrichsgebäude zum zweiten Mal in Folge den in Deutschland häufig übersehenen Green Flag Award erhalten, den das britische Ministry of Housing, Communities & Local Government ernennt hat – für ihren 75-Hektar-Park mit 4.000 m² Strand- und viel Badefläche: 25.000 m²!

Extremwetterkongress:

Diskussionen rund um Wettervorhersagen, Anpassungsstrategien und Kommunikation im Katastrophenfall, Hamburg, 27.–29. 9., Programm und Tickets auf extremwetterkongress.org



Frank Kaspar Leiter der Hydrometeorologie beim Deutschen Wetterdienst, spricht auf dem Extremwetterkongress über Starkregen.



Der Kriegsklotz wirkt deplaziert wie eh und je. Foto: Joko/Imago

Das Ding aus einer anderen Zeit

Gedenksteine des Anstoßes (13): Hamburgs militaristisches 76er-Ehrenmal von 1936 ist immer noch da – und wirkt deplaziert wie eh und je. Die zwei kommentierenden „Gegenentwürfe“ zum Kriegsklotz ändern daran nichts, sondern erweisen sich als Monumente der Furchtsamkeit des Senats

Von Petra Schellen

Er sieht aus wie ein Altar, und irgendetwas ist er auch einer: der riesige, graue Quader aus Muschelkalk, gut sichtbar am Hamburger Dammtor-Bahnhof beim Zugang zum Park „Planten un Blomen“. Eingefasst ist der Monolith von einem Fries aus 88 lebensgroßen Soldaten im Gleichschritt. Fast rituell umkreisen sie den Block – wie den Gral vielleicht oder das berühmte goldene Kalb. „Gemeinschaft der Frontsoldaten“ heißt das Relief. Es huldigt den Kriegern, die sich opfern, für den Krieg.

Initiiert wurde das 1936 geweihte Denkmal von Veteranen des Infanterieregiments 76, den sogenannten Traditionsvereinen. Gewidmet ist es den im Ersten Weltkrieg „gefallenen“ Soldaten. „Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen“ steht über den Köpfen der Marschierenden. Die Zeile entstammt dem Gedicht „Soldatenabschied“ des Arbeiterdichters Heinrich Lersch (1889–1936), der sich 1914 freiwillig zum Kriegsdienst meldete. Der Text suggeriert – historisch falsch –, dass es im von Deutschland mit ausgelosten Ersten Weltkrieg um das Überleben des Landes gegangen sei – und dass das auch im kommenden Krieg so sein werde, den der NS-Staat 1936 längst plante. Auch die Inschrift auf einer Steintafel am Rand des einstigen, drumherum gebauten Aufmarschplatzes – „Großstaten der Vergangenheit sind Brückenpfeiler der Zukunft“ – fügt sich in diese NS-Propaganda.

Das klingt weniger nach Trauer um die Toten des 76er-Regiments

als nach Revanche für den verlorenen Ersten Weltkrieg. Nach „zukunftsgerichteter“ Aufrüstung und Mobilmachung. Und das musste natürlich in heroischem Duktus passieren, nicht in trauerndem – weshalb das 76er-Denkmal als Gegenpart zu Ernst Barlachs Antikriegsrelief an Hamburgs Rathausmarkt von 1931 gedacht war. Barlach zeigt dort eine trauernde schwangere Witwe mit Kleinkind. Solche Hinterbliebenen-Schicksale hatten im Heldenpathos der 76er-Veteranen keinen Platz.

Allerdings, Hamburgs sozialliberaler Senat der Weimarer Republik zögerte, wollte keine Helden-Denkmal für einzelne Regimenter. 1932, da erstarkte die NSDAP in Hamburg schon deutlich, trotzete der „Bund der 76er-Vereine“ dem Senat dann doch noch ein Helden-Denkmal ab. 1933, nach Machtantritt der NSDAP nahm die Sache Fahrt auf: Ein Wettbewerb wurde ausgeschrieben, Spenden gesammelt, die Stadt schoss Geld zu.

Den Auftrag bekam Richard Kuöhl, bereits bekannt für seine heroisch-monumentalen Kriegerdenkmäler. Heraus kam besagter Klotz, Zentrum eines Aufmarschplatzes und „Ehrenhains“. Dass Kuöhl die stahlbehelmten Soldaten aus politischen Gründen rechts herum marschieren ließ, kann man vermuten. Sicher ist, dass sich so ihr links geschultertes Gewehr und die Orden gut zeigen ließen. Fast neun Meter lang und sechs Meter hoch wurde das Teil. Die Einweihung 1936 samt Militärparade war pompös; so gar Hitler schickte einen Gruß, passeten Heroismus und Ent-Individualisierung der Soldaten doch exzellent zur NS-Propaganda.

So ist das im Volksmund „Kriegsklotz“ gerufene Denkmal ein politisch durchaus gewollter Link zwischen zwei Kriegen geworden. Dabei hatte das 1937 neu aufgestellte 76er-Regiment im Zweiten Weltkrieg erneut besonders viele Tote zu verzeichnen, musste oft „neu aufgefüllt“ werden.

Den Pazifismus der Veteranen hat das nicht befördert. Eisern hielten sie am Soldatentod als sinnerfüllte „Heldentat“ fest – und sie standen nicht allein. Als die Alliierten nach 1945 die Entfernung aller militaristischen Denkmäler anordneten, schaffte es Hamburgs Denkmalbehörde, den „Kriegsklotz“ als Opfer-Gedenkstein zu deklarieren und nicht einmal Inschrift und Relief zu entfernen.

So stand es, zwar immer wieder ob seines Militarismus kritisiert, aber im Grunde unbeliebtig da.

Veteranenverbände ließen weitere Gedenksteine für ihre „Gefallenen“ anbringen und legten am Volkstrauertag Kränze nieder. In den 1960ern wurde der Protest dann lauter: Bürgerverbände forderten den Abriss, zumindest die Entfernung der Inschrift. Konservative und rechte Kreise hielten dagegen. Die 1970er gingen ins Land, Neonazis marschierten auf und agitierten für den „Kriegsklotz“. Die Friedensbewegung hielt dagegen. Immer wieder wurde das Denkmal beschmiert, einmal sogar eine Ecke abgeschlagen.

Anfang der 1980er endlich schrieb Hamburgs Kulturbehörde den Wettbewerb für ein kommentierendes Gedenkmal aus. Beauftragt wurde dann keiner der über

Nach 1945 deklarierte die Hamburger Denkmalbehörde den „Kriegsklotz“ um. Mit demselben Text und in unveränderter Gestalt sollte er nun als Opfer-Gedenkstein gelten

100 BewerberInnen, sondern Jurymitglied und Politikünstler Alfred Hrdlicka. Eine vierteilige Antwort wollte er auf den „Kriegsklotz“ geben, fertig wurden die ersten zwei: Teil eins, in Bronze, zeigt Opfer des „Feuersturms“, des für Hamburg traumatischen Phosphorbomben-Angriffs der Briten 1943. Teil zwei, in Marmor, thematisiert die Ertrinkenden der „Cap Arcona“, eines von Alliierten versehentlich bombardierten Schiffs mit aus Neuenhampener evakuierten KZ-Häftlingen in der Lübecker Bucht. Über 7.000 von ihnen starben.

Die 1985 und 1986 enthielten Werke sind riesige, barock-theatralische Aktionswände, auf denen Menschen dramatisch mit dem Material verschmelzen. Die Teile „Soldatentod“ und „Frauenbild und Faschismus“ entfielen, weil sich Hrdlicka mit der Stadt überwarf.

Aber auch die fertigen Teile nehmen keinen Kontakt zum „Kriegsklotz“ auf. Vielmehr tun sie so, als sei das Kriegerdenkmal gar nicht da. Sie drehen ihn den Rücken zu, „schauen“ Richtung Innenstadt, verdecken so teils die Sicht auf den „Kriegsklotz“. Das ist auch eine Aussage, aber so war die vom Senat gewünschte „Umgestaltung der Denkmalsanlage“ nicht gedacht. Hinzu kommt, dass Hrdlickas Male 25 Meter vom „Kriegsklotz“ entfernt stehen und eher Distanz als Kontext erzeugen.

Folglich lief das Publikum ratlos zwischen diesen stilistisch konträren, in ihrer Monumentalität aber

wesensverwandten Denkmälern herum. Peinlich außerdem: Ausgerechnet die „pazifistische Antwort“ auf den „Kriegsklotz“ war ein Torso geblieben.

Um die verfahren Situation aufzulösen, beschloss Hamburgs Bürgerschaft 2012 einen Gedenkort für Deserteure und andere Opfer der NS-Militärjustiz, der den Dialog zwischen „Kriegsklotz“ und Hrdlicka schaffen sollte. Der Hamburger Künstler Volker Lang gewann den Wettbewerb und stellte 2015 ein begehbares Dreieck zwischen die beiden anderen Denkmäler. Umhüllt wird es von Bronzegittern aus Buchstaben, die aus Helmut Heisenbüttels Collage „Deutschland 1944“ zitiert, montiert aus O-Tönen von

Hitler-Reden und NS-Dichtern. Innen kann man auf Tonspuren dieses Gedichtes sowie die Namen der 277 von Hamburgs-NS-Justiz erschossenen Deserteure anschauen.

Und wenn man durch das Wortgitter zum Kriegsklotz schaut, scheinen die Soldaten tatsächlich oberhalb der Worte zu marschieren. Das kommt der Kommentator-Idee nahe. Den Dialog mit Hrdlicka schafft das Deserteursdenkmal zwar nicht – wohl aber den mit dem Publikum. Oft sieht man Menschen dort hineingehen, die Tonspuren anhören und sich anhand der eingravierten Texte bewusst machen, dass die Todesurteile der NS-Justiz wegen Desertion erst 2002 aufgehoben wurden.

Eine wichtige Information. Doch das Gesamtensemble kann auch das Deserteursdenkmal nicht retten. Vielmehr zeugt das Areal von der Unentschlossenheit eines Senats, der nicht wagt, Militaristisches zu entfernen und stattdessen immer neue „Kommentare“ dazusetzt.

Anstößiges Gedenken

Mahn- und Denkmale sollen an etwas erinnern: Doch sollte das auch wirklich den Raum der Gegenwart besetzen? Ist ihre Form angemessen? Welche Impulse geben sie? Unsere Serie erkundet anstößige Denkmale des Nordens – im Guten wie im Schlechten.